

III. Stilgemeinschaften

Soziologische Gegenwartsdiagnosen sind nicht selten von der Klage über den Verbrauch gemeinschaftsbildender Energien, den Verlust sozialen Zusammenhalts und sozialer Verbindlichkeiten in modernen Gesellschaften getragen. So wird im Zusammenhang von Individualisierungsschüben von der Zerstörung sozialer Kohäsionskräfte, von Desintegration, Anomie, Atomisierung, kurz: von einer zunehmenden Auflösung der Gesellschaft gesprochen (vgl. exemplarisch Heitmeyer 1997).¹

Als Kehrseite derartiger Klagen wird meist die Idee der Gemeinschaftlichkeit beschworen. Weil er Verlustgefühle bündelt, hat im Prozess der Formierung der modernen Gesellschaft seit langem der schillernde Gegenbegriff ›Gemeinschaft‹ Konjunktur.² Wenn Zygmunt Bauman die Postmoderne entsprechend als »Zeitalter der Gemeinschaft [...] der Lust auf Gemeinschaft, der Suche nach Gemeinschaft, der Erfindung der Gemeinschaft, der Imaginierung der Gemeinschaft« (Bauman 1992: 301) bezeichnet, vervollständigt er nur das aus Desintegrationsbefürchtungen und der Sehnsucht nach Gemeinschaft zusammengesetzte Bild der Gegenwart.

Ein klassischer Institutionalisierungstypus solcher modernen Sehnsüchte ist die im 19. Jahrhundert entstehende Sozialform des Vereins. In Anlehnung an die Bemerkung Ferdinand Tönnies', das »Studium des Hauses« sei das »Studium der Gemeinschaft, wie das Studium der organischen Zelle Studium des Lebens« sei (Tönnies 1979: 22), lassen sich an der ›häuslichen‹ Organisationsform des

Sportvereins gemeinschaftliche Beziehungen exemplarisch studieren. Der moderne Sport gilt von Anbeginn als eine Heimstätte für Werte und Qualitäten (Körperlichkeit, Natürlichkeit, soziale Bindungen und Gemeinwohlorientierungen etc.), die in der modernen Gesellschaft als bedroht und schützenswert erscheinen.

Wenn heute im Zusammenhang der ebenso vielfältigen wie diffusen Individualisierungsdiagnosen von einer Erosion und Gefährdung des traditionellen Vereinslebens gesprochen wird, dann allerdings nicht nur vor dem Hintergrund der Vorstellung eines Zerfalls des Gemeinschaftslebens, sondern auch in Reaktion auf eine Form von Gemeinschaftlichkeit, deren vereinsförmiger Organisation – in den Augen ihrer Gegner – etwas Konservatives und Einengendes, etwas Überholtes und Nicht-zeitgemäßes anhaftet. Während der traditionelle Sportverein aus der Perspektive postkonventioneller Sport- und Gemeinschaftsmodelle häufig als Gefährdung des Ichs erscheint, werden die neuen Spiele mit ihrer dezidierten Ablehnung der vereinsförmigen Organisationsformen umgekehrt als Ausdruck eines radikalen Ich-Kults wahrgenommen.

Unsere Vereins-Handballerinnen bewegen sich innerhalb dieses Diskurses. Am defensiven Duktus, mit dem sie über äußere Bedrohungen der gemeinschaftlichen Innenwelt des Vereinslebens klagen, ist dies gut erkennbar. Mit den Triathleten und vor allem mit den Inlinehockey-Spielern stehen ihnen in expliziter Abgrenzung Sozialformen des postkonventionellen Sports gegenüber, in denen sich neue Modi und Muster der Vergemeinschaftung und neue Selbstverhältnisse der Zugehörigen herausgebildet haben. Beide Gruppenkulturen zeigen neuartige Arrangements von sozialer Bindung und Individualität, die in der von Individualisierungsschüben gekennzeichneten Gegenwartsgesellschaft von besonderer Bedeutung sind. In ihren Spielen erlangen neue Ordnungsstrukturen des Sozialen eine sinnlich fassbare Gestalt. Sowohl die gemeinschaftlichen Kohäsionskräfte als auch die Intensitäten des Ichs finden hier eine Steigerung.

HALLENHANDBALL: UNTER DEM DACH DES VEREINS

»Wir waren immer zusammen, so zehn, zwölf Frauen, immer die gleichen. Hier is' nich so 'ne Fluktuation wie heutzutage [...]. Die letzten zwei Jahre hatten wir viermal Training in der Woche und am Wochenende hatte ich ein Spiel und Ralf hat in zwei Mannschaften meistens gespielt, weil die zu wenig waren. Drei Spiele und immer die Kinder mitgeschleppt [...].« (Carola)

Fixe Spielzeiten, klar markierte Spielfeldbegrenzungen, Beitrittsformulare, Mitgliedsbescheinigungen, Beitragsordnungen, Vereinssatzungen, Spielberechtigungsausweise, Siegerurkunden, alters-, geschlechts- und leistungsbezogene Segregation, vom Verband festgelegte Reglements: den von den Handballerinnen gebildeten sozialen Zusammenhang umgibt ein komplexes, formales Rahmenwerk. Die Spielerinnen gehen regelmäßig einmal im Jahr ins Trainingslager, sie fahren an den Wochenenden zu Wettkämpfen, sie treffen sich im Vereinslokal, gelegentlich auch zu Discobesuchen und Ausflügen, und sie kommen anlässlich gegenseitiger Einladungen zu Geburtstagen und Hochzeiten sowie mindestens zweimal wöchentlich zum Training zusammen. Viele sind, wie Henriette, bereits von Kindheit an mit dem Verein verwachsen. »Also ich kenn jede Sporthalle in Berlin, die riesen Geräteräume mit den Matten und so, da konnte man dann spielen, das sind alles so Kindheitserinnerungen, da haben wir dann rumgetobt, während irgendein Spiel stattfand.«

Vor dem Training treffen die Spielerinnen nach und nach vor der Sporthalle ein. Man steht in einem allmählich größer werdenden Kreis herum; einige rauchen noch schnell eine Zigarette. Schon in diesen immer wieder ähnlichen Eröffnungssequenzen des Zusammenseins wird die Verbindlichkeit der Mannschaftszugehörigkeit deutlich. Zwischen fein abgestuften Begrüßungen, die vom einfachen ›Hallo‹ über den Handschlag bis hin zur herzlichen Umarmung mit Küsschen reichen und die interne Differenzierung der Gruppe zeigen, werden hier immer dieselben zentralen Themen verhandelt: das Spiel vom letzten Wochenende, der nächste Gegner, vor allem aber die Absagen fürs heutige Training – ein zentrales Thema des Vereinssports. Wer fehlt, muss gute Gründe dafür vorbringen können; ihre Triftigkeit wird von allen diskutiert und beurteilt. »Die Jüngeren zeigen halt ein-

fach kein Engagement mehr«, klagt Ina. »Die leben einfach nicht für den Handball. Die planen ihren Urlaub nicht ums Handball herum. Ich meine, wenn ich ein Spiel habe, dann fahre ich halt am Wochenende nicht weg. Und ich sag mal, wenn nicht gerade ein Todesfall in der Familie ist, dann kommt man – höchstens, wenn man Geburtstag hat, und selbst dann [...].«

Verletzungen, Schwangerschaften und Geburten werden zwar als Gründe für eine Unterbrechung der sportlichen Praxis akzeptiert, sie gelten jedoch nicht als Rechtfertigungen, um dem Vereinsleben fern zu bleiben. »Kontakt hatte ich auch in der Schwangerschaft«, sagt Henriette, »ich war öfter beim Training zugucken oder hab selber Training gemacht. Bei den Spielen war ich regelmäßig da, hab Kampfgericht gemacht oder auf der Bank gesessen.«

Der Verbindlichkeit des Vereinslebens korrespondiert die Geschlossenheit der Mannschaft, die das Handballspiel verlangt. Es zentriert sich weitestgehend auf die beiden Torräume. Von seltenen Schnellangriffen abgesehen, wird das Spielfeld dazwischen im geordneten Nacheinander von verteidigender und angreifender Mannschaft überbrückt. Die Spielerinnen formieren sich vor dem Wurfkreis zur Abwehrkette. In der sie konfrontierenden Angriffskette wandert der Ball von Glied zu Glied. Es folgen aufeinander bezogene Bewegungen der geschlossenen Ketten, bis durch Verschiebungen oder überraschende Richtungswechsel eine Lücke zum Torwurf gerissen werden kann. Ein solcher Durchbruch wird in »blinder« Kooperation vom Mannschaftskollektiv herausgespielt. Für einen kurzen Augenblick exponiert sich mit dem folgenden Wurfversuch dann eine Einzelne.

Handball ist kein Sport der äußeren Attribute. Formen der Selbstpräsentation und Selbststeigerung, die in den »ästhetischen« und postkonventionellen Sportpraxen im Vordergrund stehen, erscheinen den Spielerinnen gekünstelt und gespreizt, sie werden entschieden abgelehnt. »Handball ist keine Sportart, wo ich jetzt so auf mein Äußeres achte«, sagt Claudia, »das hat nichts mit Ästhetik in dem Sinne jetzt zu tun, sondern mit Kraft und auch mit Gegenhalten und, ick sag mal, mit Aufeinanderpralln von Körpern.«

Schon das Reglement fordert in Farbe und Schnitt einheitliche Wettkampfkleidung. Indem sich die Spielerinnen und die unterstützenden Zuschauer vor dem Spiel die Vereinsfarben in die Haare

sprühen, werden solche Markierungen von Zugehörigkeit und Verbundenheit weiter ausgearbeitet und verdichtet. Dazu kommen Beschwörungen des Kollektivgeistes wie Abklatschrituale, Sprechgesänge mit call-and-response-Struktur oder das gemeinsame Trinken aus einem großen Kanister.

Bei den Punktspielen wird deutlich, dass die Mannschaft nur den Nukleus der über sie hinausreichenden Vereinsgemeinschaft formt. Kinder, Eltern, die Männer der Spielerinnen und Vereinsmitglieder aus anderen Mannschaften bilden ein regelmäßiges Publikum mit familiären Umgangsformen. Die Erwachsenen fragen die Kinder immer wieder nach der Bedeutung der Feldmarkierungen oder Schiedsrichterzeichen und machen sie auf diese Weise spielerisch mit den Regeln und Gepflogenheiten dieses Sports vertraut. Vor dem Spiel imitieren die Kinder die Aufwärmübungen der Mütter. Nach dem Spiel und in den Pausen erobern sie sofort das Spielfeld, die Tore und die Bälle. Dabei fühlen sich die Erwachsenen für alle umherlaufenden Kinder gleichermaßen verantwortlich, halten sie auf, wenn sie das Spiel zu stören drohen, trösten, scherzen und ermahnen. Von der Mannschaft wird die enge Beziehung zu ihrem Publikum nach dem Spiel regelmäßig körperlich beglaubigt. Hand in Hand vereinigen sich die Spielerinnen nun noch einmal vor ihren Zuschauern zur Kette. Sie reißen johlend dreimal zusammen die Arme hoch, bis dieses spontane Ritual in gegenseitiges Beklatschen übergeht.

Für die Handballerinnen ist die Anwesenheit ihrer Männer bei den Punktspielen und ihre Teilnahme am Vereinsleben eine »positive Unterstützung, weil wir dann eben eine richtig feste Truppe sind«, versichert Ulrike. »Wir sitzen danach eben auch in der Kneipe und haben miteinander alle richtig Spaß, wo das einfach eine richtige große Familie ist.« Für sie ist das Vereinsleben Teil des Familienlebens und das Familienleben Teil des Vereinslebens: eines ergänzt und stützt das andere. »Das bedeutet zum Beispiel, dass sämtliche Geburtstage von jeder Mannschaftskameradin Gemeinschaftsereignis sind«, betont Birgit.

Im Anschluss ans Training und besonders nach den Spielen am Wochenende steht für die Akteure regelmäßig ›Geselligkeit‹ auf dem Programm. Das Vereinsleben setzt sich im immer selben Stammlokal fort. Die Atmosphäre hier erinnert an einen großen Familienausflug.

Die Kommunikation mit dem Kellner ist vertraut und herzlich. Zwischen den Begrüßungen mit Handschlag erkundigt er sich nach den Spielergebnissen. Er kennt im Voraus die Bestellungen und spielt mit diesem Wissen. Die Kinder behandeln das Restaurant wie einen großen Spielplatz. Sie haben ihr eigenes Ritual entwickelt, durch das sie die Vereinsgemeinschaft bekräftigen. Unter dem Tisch versuchen sie immer wieder, die Schnürsenkel der Erwachsenen zusammenzubinden.

Die formalen Rahmungen der Vereinsgemeinschaft korrelieren mit einer hierarchischen Binnenstruktur. So nimmt beispielsweise die Trainerin eine zentrale Position ein, die Subordination verlangt. Sie ordnet Trainingseinheiten an, entscheidet über die Mannschaftsaufstellung und vermittelt zwischen Mannschaft und Verein. Das gelingt nicht immer ohne Streitigkeiten, die während der regelmäßigen Mannschaftssitzungen gelegentlich auch schärfer werden können. Dann »kotzt jede jetzt wirklich das raus, was ihr gerade einfällt«, berichtet Heike. Zum Vereinshandball gehört aber die ganz grundlegende Bereitschaft, »sich unterzuordnen und auch gruppendienlich zu agieren, auf dem Spielfeld und auch außerhalb«, hält Claudia fest. Neuzugänge müssen sich nicht nur in die verbindliche formale Rahmenstruktur, sondern auch in die informelle »Geselligkeit« einfügen können. »Da wird schon eine Auslese getroffen, dass man eben sich gut versteht. Das wird neben dem sportlichen Teil sogar noch 'n bisschen höher angesiedelt«, sagt Carola: »Leute, die nun permanent immer fehlen, wenn der Hamster mal hustet oder die Oma Geburtstag hat, also denen sagt man irgendwann dann auch mal, ›was kommst du denn überhaupt noch?‹ So Tourismus da bei uns, das geht nicht.«

Handball trägt Züge einer durch Stetigkeit gekennzeichneten Lebensweise. Mit seinen festen Orten, Strukturen und Regeln stellt der Verein das Gemeinschaftsleben in seinem Inneren auf Dauer. Er ist darauf ausgerichtet, diese Innenwelt zu schützen und zu verteidigen. Die Vereinsgemeinschaft stiftet und verlangt Verbindlichkeit. Sie fordert die Anpassung und Einordnung des Einzelnen. Dafür verspricht sie als Gegenleistung Sicherheit, die von den meisten Vereinsmitgliedern auch ausdrücklich gesucht wird. Ihnen ist gerade die institutionell garantierte Beständigkeit wichtig: das regelmäßige Training,

der verbindliche Wettkampfkalender, die Vereinsfeiern mit ihren ritualisierten Geselligkeitsformen, insgesamt das Zyklische, das dem Leben eine vorhersehbare, gleichmäßige und feste Form verleiht.

TRIATHLON: GEMEINSCHAFT DER INDIVIDUALISTEN

»Beim Triathlon ist das so, dass die Leute hauptsächlich alleine trainieren [...], weil jeder dann so seine Lücke im Tagesablauf nützt, um seinen Sport zu betreiben. Das ist dann eben sehr individuell. [...] Triathlon ist vielleicht sogar die Sportart mit der höchsten Scheidungsrate. Und das ist auch kein Wunder bei dem Trainingsaufwand, den man haben muss.« (Dirk)

Mit dem traditionellen Sport hat Triathlon die formalen Organisationsstrukturen von Verein und Verband gemeinsam. Charakteristisch ist jedoch das ausgeprägt instrumentelle Verhältnis, das viele Triathleten zu diesen Organisationsformen haben. Oft wird der Sinn einer Vereinsmitgliedschaft lediglich darin gesehen, Zugang und Trainingsmöglichkeiten in den Schwimmhallen zu bekommen. Viele Triathleten nehmen nur das Schwimmtraining vereinsmäßig in Anspruch und betreiben die beiden anderen Disziplinen Radfahren und Laufen alleine oder – sofern sich die individuellen Zeitpläne koordinieren lassen – mit einem Trainingspartner.

Im Unterschied zu den meisten Vereinssportarten werden auch die Wettkämpfe selten als Konkurrenzen zwischen verschiedenen Vereinsmannschaften ausgetragen. Im Triathlon steht vielmehr die Konkurrenz in fein differenzierten, durch den Verband festgelegten Altersklassen im Mittelpunkt. Deutlich manifestiert sich die individualistische Unterhöhlung der Sozialform des Vereins im Verzicht auf die aus dem Vereinssport bekannten Feste und Versammlungen, die der Pflege und Intensivierung der Gemeinschaft dienen. Für ein solches Vereinsleben jenseits der sportlichen Praxis fehlen oft bereits die entsprechenden Räumlichkeiten wie Vereinsheime oder angestammte Gastwirtschaften. Während diejenigen Akteure, die ehrenamtlich Vereinsfunktionen übernommen haben, immer wieder über die mangelnde ›Geselligkeit‹ der Triathleten klagen, konstatieren andere ganz nüchtern, dass die Vereinsform über ihre funktionalen Aspekte hi-

naus »für die Kontakte untereinander eigentlich gar keine Bedeutung hat« (Lena). Eine traditionelle Vereinsgemeinschaft wird überwiegend als »Vereinsmeierei« abgelehnt.

An die Stelle der durch den Verein gegebenen institutionellen Rahmungen rücken hier andere Aspekte. Neben den Vereinsstrukturen lässt sich im Triathlon ein zweiter Modus der Vergemeinschaftung erkennen, der auf die postkonventionellen Sportformen hinweist: Die Gemeinschaft der Triathleten kommt ganz wesentlich auch über ein Wechselspiel des Zeigens und Akzeptierens von Attributen zustande. Triathleten erkennen und akzeptieren sich insbesondere an ihrer Kleidung, ihrer Materialausstattung und ihren Körperformen als ihresgleichen. »Triathlon ist immer so 'ne ganze Ecke Selbstdarstellung und Körperkult«, bekräftigt Jürgen. Zu den wichtigsten gemeinschaftskonstitutiven Attributen zählt das Sportgerät: die Fahrräder, die sich durch ihr futuristisches Design selbst von einem modernen Mountainbike deutlich unterscheiden, sind überwiegend teure High-tech-Produkte einschlägiger Hersteller, die ständig mit technischen Veränderungen und Verbesserungen aufwarten. Die Wettkämpfe dienen auch der Ausstellung und Begutachtung der »Bikes«, deren jeweilige Werte, technische Eigenschaften und Besonderheiten von den Akteuren auf ihre Eigentümer übertragen werden. »Man ist immer beschäftigt mit dem Material. Es ist auch in den Köpfen der Leute eben eine spannende Sache. Man guckt eben, was fährt denn der für'n Rad, wenn man da so durchgeht vor dem Wettkampf, wo dann alle abgestellten Räder stehen. Wer fährt was, und ach, das ist ja das Rad von dem Lothar Leder oder von dem Jürgen Zeck,³ ah toll, sieht einfach toll aus«, berichtet Dirk. Neben den Fahrrädern zählen windschnittige, »spacige« Helme, teure Sonnen- und Schwimmbrillen (»Oakley«), Zeitfahr- und Laufanzüge (»Desoto«), Thermoanzüge, spezielle Lauf- und Fahrradschuhe, Armbanduhren und Pulsmessgeräte zum exklusiven Equipment.

Ein besonders wichtiges Attribut, durch das die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Triathleten erworben und angezeigt wird, sind die Körperformen. Die Sichtbarkeit der Muskulatur wird durch die möglichst knappe, enganliegende Sportkleidung unterstrichen. Oft wird sie noch durch eine wohlplatzierte Tätowierung, ein Piercing oder durch das Abrasieren der Körperbehaarung betont. Werden über diese

zugehörigkeitsrelevanten Attribute und ihren distinktiven Wert einerseits die exklusiven Grenzen der Triathlon-Gemeinschaft aufgewiesen, so stilisieren sich die Triathleten – im Unterschied etwa zu den Mitgliedern einer Vereinsmannschaft mit ihren einheitlichen Trikots – über die je individuellen Kombinationen und Variationsmöglichkeiten dieser Attribute zugleich als ausgesprochene Individualisten: Die Triathleten kommen zusammen, um ihr »eigenes Ding« (Jürgen) zu machen. Dies kommt schon in den üblichen flüchtigen Begrüßungen und dem immer wieder beobachteten Verlassen der Schwimmhalle ohne Verabschiedung zum Ausdruck. Die geringe Bedeutung der Siegerehrung bei Wettkämpfen ist ein weiterer Hinweis: Während sich meistens nur die von der Ehrung betroffenen drei Erstplatzierten der jeweiligen Altersklassen für diese Zeremonie interessieren, haben sich die anderen schon längst auf den Nachhauseweg begeben, um möglichst schnell ihre im Internet veröffentlichten Zeiten und Platzierungen zu studieren.

In der folgenden, von Lena berichteten Episode, wird der individualistische Zug der Gemeinschaft der Triathleten exemplarisch deutlich: Die Triathleten, die sich regelmäßig zum Rad- und Lauftraining treffen, befolgen vor allem ihre je individuellen Pulsvorgaben. »Die haben ihre Richtwerte, und ob die sich jetzt nun mit dir treffen, um zu laufen, oder ob die alleine laufen, ist eigentlich egal. Es kommt vor, dass du in einer Gruppe zusammen losläufst und plötzlich merkst du, jemand zieht an und läuft weg. Und du wunderst dich die ganze Zeit, ohne dass der sagt, was eigentlich los ist. [...] und dann läuft der weg, läuft übers Feld, kommt plötzlich ganz schnell zurück, dann denkst du, was ist denn hier los, bis du nach einer halben Stunde erfährst, der läuft nach seinem Puls gerade, weißt du? Und die Leute sagen ja nicht irgendwie, ›lasst uns doch mal jetzt zusammen‹, sondern die machen dann ihr Ding und puh, das ist denen egal, ob du jetzt da bist oder nicht, die können auch allein laufen, denen ist das nicht wichtig, dass du in der Gruppe zusammen was machst.« Obwohl Lena in dieser Sequenz die mangelnde Gemeinschaftsorientierung der Triathleten beklagt, wird in ihrer Erzählung gleichzeitig deutlich, dass gerade im extremen Selbstbezug eine Gemeinsamkeit der Akteure liegt: Der ohne Ankündigung Weglaufende kommt genauso schnell wieder zurück (nur um möglicherweise im nächsten Augenblick – seinen

Pulsvorgaben entsprechend – wieder davonzulaufen). Die Triathleten bilden eine sporadisch entstehende Gemeinschaft individualistisch orientierter Einzelner, die zum Laufen, Schwimmen und Radfahren zusammenkommen, in der jeder für sich bleiben will.

INLINEHOCKEY: AD-HOC-GEMEINSCHAFTEN

»Das ist ja eben auch das Schöne, dass man so spontan so 'ne Sachen machen kann, eben so 'n Freizeitsport, ohne eben groß anzuwerfen, dicke Taschen noch zu schultern, sondern eben sagen, Mensch, die Sonne kommt raus, ich spiel mal 'n Stündchen [...], vielleicht in der Rechten noch 'n Eis, kann man ja auch machen, gibt ja so 'ne Ballkünstler.« (Karl)

Können im Triathlon noch modifizierte Organisationsstrukturen des Vereins beobachtet werden, so formiert sich die von uns beobachtete Gruppe von Inlinehockey-Spielern in ausdrücklicher Abgrenzung zum Verein und unter Vermeidung jeglicher Vereinsattitüde. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass diese Gruppierung auf materielle Rahmungen, wie sie die klassischen Sonderräume des Sports bieten, bewusst verzichtet und sich ihre sportiven Räume mitten in der Stadt selbst herstellt. Unsere Inlinehockey-Spieler, vorwiegend männliche Erwachsene zwischen Ende zwanzig und Anfang vierzig, treffen sich bei annehmbarem Wetter fast jeden Nachmittag für ein paar Stunden. Diese Regelmäßigkeit wird allerdings nicht wie im Verein von einer Institution gefordert; sie folgt vielmehr dem inneren Kompass des Vergnügens. Die selbstgewählte Verbindlichkeit wird von den Akteuren nicht als Zwang, sondern als Selbstbestimmung und -verwirklichung verstanden.

Anders als im Verein verfügt die Gemeinschaft der Inlinehockey-Spieler über keinerlei formale Strukturen, die ihren Zusammenhalt institutionell und äußerlich abstützen könnten. Umso mehr entscheiden über die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft informelle Faktoren: Gemeinsame Bewegungen, Verhaltensweisen, Haltungen, Gesten und ein Fundus gemeinsamer Vorlieben artikulieren, stützen und erzeugen einen Zusammengehörigkeitssinn, der von hohen emotionalen Investitionen getragen ist. Diese Attribute fließen in einem gemein-

samen Stil zusammen, der die Akteure körperlich vergemeinschaftet und ihren Haltungen Gestalt verleiht.

Die Regelmäßigkeiten und Verbindlichkeiten liga-, tabellen- und punkteorientierter Leistungsbezogenheit werden als autoritäre körperliche Disziplinierungen abgelehnt. Die mit traditioneller Vereinskultur assoziierte ›Geselligkeit‹ wird als spießig und verkrampft empfunden. Dagegen schätzen die Hockeyspieler, dass man »locker bleibt« und »alles nicht so eng sieht«. Das Ideal der Gemeinschaft ist, wie Sebastian propagiert, der selbstbestimmte »Großstadtsingle, der kommt und geht, wann er will«. An die Stelle personeller Kontinuität tritt ein Fluss von selbstbestimmten Zeit- und Körperrhythmen, zufälligen und flüchtigen Personenkonstellationen. Feste Freundschaften wie im Verein bilden sich kaum. »Auf dem Platz ist es ganz nett, aber mein Freundeskreis ist woanders«, sagt Carlo.

Das unverbindliche Kommen und Gehen steht allerdings nur denjenigen offen, die den Stil beherrschen, der als gegenseitiger Erkennungs- und Zugangscode fungiert. Dieser Gruppenstil wird durch Selbststilisierungen sichtbar gemacht. Die Zugehörigen präsentieren die Besonderheiten ihrer Gruppe an sich selbst, durch individuelle Darstellungen, die jeder beherrschen muss. Neben den richtigen Skates, Rollen, Kugellagern und Schlägern muss in diesen individuellen Interpretationen des Gruppenstils vor allem die Kleidung passen.

Obwohl sie den Trikotzwang des organisierten Sports verachten, lässt sich auch bei den Inlinehockey-Spielern ein gemeinsamer Kleidungsstil identifizieren. Dieser zeigt sich freilich gerade in seiner Antimode: der Abwesenheit von Markenklamotten und gestylter Sportlichkeit. Die Spieler folgen einer Ästhetik demonstrativer Unsportlichkeit und Nonchalance. Zum grellen futuristischen Outfit der Triathleten bilden sie einen größtmöglichen Gegensatz. Weite, zerschlissene Jeans, schlotternd schlaffe Shorts, ausgewaschene und abgetragene T- und Sweatshirts gelten als Ausdruck souveräner (Nach-)Lässigkeit gegenüber den als Zumutungen empfundenen Imperativen disziplinärer Leistungssportlichkeit und modischer Kleidungszwänge.

Die informelle Gemeinschaft der Inlinehockey-Spieler bildet sich in einem doppelten Wechselspiel des Zeigens und Akzeptierens. Die Akteure suchen sich eine Spielgemeinschaft, die zu ihrem eigenen Stil passt. Sie wählen die Gemeinschaft, von der sie akzeptiert werden,

weil sie in der Lage sind, deren Stil an sich selbst zu präsentieren. Die Eingliederung erfolgt scheinbar nahtlos, durch für den soziologischen Beobachter kaum erkennbare ritualisierte Eintrittspraxen: Auf die Gruppe der Spielenden gleitet ein Skater zu, der sich eben noch ein Frühstück in einem der angrenzenden Straßencafés gönnt hat. Er bleibt für einige Augenblicke in Distanz zum Spielgeschehen stehen, beobachtet das Spiel, hantiert prüfend mit seinem Hockeyschläger, legt seine Ellenbogenschoner an und rückt seine Knieschützer zu-recht, die er über einer viel zu weiten, ausgewaschenen Jeans trägt. Auf diese Weise zeigt er den schon Spielenden alle für die Zugehörigkeit zur Spielgemeinschaft wichtigen Attribute: Skates, Schläger, Knieschoner und Kleidung, aber auch die Haltungen und Gesten, an denen die Spielenden ihresgleichen identifizieren. Ohne für den Beobachter wahrnehmbare Begrüßungen, Absprachen oder Ähnliches wird er dann ins Spielgeschehen aufgenommen.

Eine wirkliche Integration in die Spielgemeinschaft ist damit allerdings noch nicht gewährleistet. Der Novize muss in der ersten Phase des Mitspielens eine Art Bewährungsprobe bestehen. Er wird auf seine Spielweise getestet. Der informelle »Straßenkodex« der Spieler unterbindet zu große Härte. »Nur leichtes Touchieren ist o.k., aber alles, was dich hinschmeißt, ist eigentlich schon verboten«, erklärt Sebastian, »der Platz hier ist wahrscheinlich das Softeste, was du in der Richtung finden kannst, auf allen anderen Plätzen geht es viel mehr zur Sache.« Verstöße gegen diese Spielauffassung werden durch die Gruppe selbst geregelt, z.B. indem zwei bereits fest der Gemeinschaft angehörende Spieler lässig an einem neu hinzugekommenen, zu hart spielenden Akteur vorbeierollen und sich dabei für diesen deutlich vernehmbar darüber unterhalten, dass man hier so eigentlich nicht spiele. Greifen solche gruppeninternen Selbstregulationsmechanismen nicht, folgen ohne explizite Absprache andere Formen der Konfliktregulierung bis hin zum schleichenden Ausschluss: Spieler, die den »Straßenkodex« ignorieren, werden ebenso wie diejenigen, denen es am nötigen Spielkönnen mangelt, schlicht nicht mehr ange-spielt.

Dies betrifft häufig auch die wenigen Spielerinnen. Ihr Bemühen, ins Spiel einzutreten, ist zunächst in aller Regel erfolgreich. Das Spiel läuft jedoch mit der Zeit immer stärker an ihnen vorbei; sie haben

kaum eine Chance, an den Ball zu kommen. Meistens ziehen sie sich nach einiger Zeit von allein zurück und verlassen das Spielfeld. Nur sehr wenige können mithalten und werden von den männlichen Akteuren als Mitspielerinnen anerkannt. Weil der »Straßenkodex« für ein eher »körperloses« Spiel sorgt – wichtiger sind trickreiche Pässe u.Ä. – können sie im Rückgriff auf grundlegende Qualitäten des Inlinehockey wie Geschicklichkeit, Eleganz und Gewitztheit eine Spielweise entwickeln, die es ihnen ermöglicht, sich zu behaupten. Für Tina beispielsweise besteht der besondere Reiz des Spiels genau darin, unter Einsatz ihrer besonderen Fähigkeiten die an Statur überlegenen männlichen Gegner – sie bezeichnet sie als »Schränke« – auszuspielen. »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« werden in der Spielpraxis selbst modelliert. Das trickreiche Spiel einer körperlich unterlegenen Spielerin, das den kraftvollen Einsatz eines physisch überlegenen Gegenspielers ins Leere laufen lässt, gilt dann als typisch weibliche Spielweise, die aber auch von einigen männlichen Spielern praktiziert wird, denen ihre Mitspielerin Tina dann die Eigenschaften »von Natur aus ganz sanft, so zierlich und so«, zuweist.

Die Spiel- und Bewegungspraxis ist nicht nur der Kern des Spiels, sondern auch der Nukleus der Gemeinschaftsbildung im Inlinehockey. Anders als in den von außen angeleiteten Trainingsprozessen des organisierten Sports entwickeln die Akteure in wortlosen körperlichen Austauschprozessen gemeinsame Bewegungsmuster: Einer macht eine Bewegung vor, ein anderer greift sie auf, moduliert sie ein wenig, macht etwas Neues daraus. Erfahrungen der Spannung und der Erregung, des Spielflusses, des gegenseitigen Bewegungsverständnisses sind für die Zugehörigkeit entscheidend. Wer wirklich dabei sein möchte, muss an dem gemeinsam entwickelten Bewegungssrepertoire teilhaben können.

RAHMUNG VERSUS ATTRIBUTE

Die vorausgegangenen Beschreibungen haben hinsichtlich der je spezifischen Vergemeinschaftungsmuster unserer drei Bewegungskulturen einen Kontrast erzeugt, der sich zu einer typisierenden Entgegensetzung weiterführen lässt: Einer Gemeinschaftsbildung über

institutionelle und materielle Rahmungen im Handballverein steht der Aufbau von Gemeinschaft über einen doppelten Auswahlprozess des Präsentierens und Akzeptierens von Attributen gegenüber, den wir im Triathlon und auf dem Platz der Inlinehockey-Spieler beobachtet haben.⁴

Während sich Gemeinschaft bei den Handballerinnen innerhalb fester Rahmungen aus Sporthalle, Vereinsheim, geregelter Trainings- und Wettkampfkalender, schriftlich fixierten Regeln und Statuten usw. konstituiert, bildet sie sich bei den Inlinehockey-Spielern entscheidend über Attribute wie die Kleidung und die Spielgeräte in Verbindung mit typischen Gesten, ritualisierten Praxen und gemeinsam geteilten Bewegungen; Gemeinschaft wird von den Akteuren in eigener Regie immer wieder aufs Neue performativ hergestellt.

Die Handballerinnen interpretieren ihre Vereinsgemeinschaft als Hort der Verbindlichkeit, institutionell garantierten Beständigkeit und Sicherheit. Sie erleben sie als heile Innenwelt, die Schutz vor allerlei äußeren Zumutungen gewährt. Die neuen Spielgemeinschaften betrachten sie als negatives Gegenbild dazu: als Ausdruck eines gegenwärtig grassierenden Individualismus, der gemeinschaftliche Bande und Verlässlichkeiten zu zerstören droht. Spiegelbildlich dazu erkennen die Akteure der neuen Spiele im traditionellen Vereinssport lediglich ein Synonym für Leistungs- oder Gruppendruck, für überkommene Normierungsansprüche und individualitätsfeindliche Standardisierung. Für die von ihnen gebildeten Sozialformen nehmen sie dagegen Qualitäten wie Zwanglosigkeit und individuelle Autonomie in Anspruch. Diese gegensätzlichen und sich aufeinander beziehenden Akteursperspektiven lassen sich in der folgenden Unterscheidung zusammenfassen: Der festen, klar und formell geregelten Zugehörigkeit zum Verein stehen neue, flüchtige und offene Gemeinschaftsformen gegenüber, die nur in stets wiederholten Zusammenkünften der Zugehörigen existieren.

Unsere Explikationen der Akteursperspektiven und die daraus gewonnene Polarität sind idealtypisch. Wir folgen darin aber gleichzeitig auch der praktischen Logik der Teilnehmer. Die Vertreter beider Seiten benutzen in ihren wechselseitigen Klassifizierungs- und Stilisierungspraxen empirisch vorfindbare Realitätsdimensionen, um bereits vorgefasste Ansichten über die jeweils ›Anderen‹ zu festigen.

Beobachtbare Unterschiede werden von den Angehörigen beider Sportmodelle einem typisierenden Kontrastmuster eingefügt, sodass auf beiden Seiten homogene Welten entstehen, die von der Entgegensetzung gegen das jeweils andere Modell belebt werden. Dieselben Aspekte und Züge, die aus der einen Sicht die Gefährdung bewahrenswerter Ideale des verbindlich-verlässlichen Miteinanders repräsentieren, stehen aus der anderen Perspektive für die begrüßenswerte Überwindung von Einengung und Zwang. Das eine ist das Spiegelbild des anderen; innerhalb dieses Spiegelverhältnisses konturieren sich beide Seiten wechselseitig und bringen sich in diesem Sinne erst hervor.

Mit größerer Distanz zu den Teilnehmerperspektiven entsteht indessen ein anderes Bild. In der Außenperspektive wird deutlich, dass die Opposition zwischen Rahmungen und Attributen, zwischen Konstanz und Flüchtigkeit, Fremd- und Selbstorganisation nicht einfach mit der Unterscheidung von Vereins- und neuen Spielgemeinschaften zusammenfällt. Vielmehr sind Prozesse performativer Vergemeinschaftung auch für den Verein relevant, wie umgekehrt die neuen Spielgemeinschaften nicht nur im Hier und Jetzt ihrer Aufführungen entstehen, sondern immer auch auf institutionelle Rahmungen und Grundlagen rekurrieren.

DIE PERFORMATIVE ERZEUGUNG DER »VEREINSFAMILIE«

Die Unterschrift unter eine Beitrittserklärung garantiert noch nicht die Zugehörigkeit zu jenem Gemeinschaftstypus, der im Rahmen des Vereins existiert. Das formelle Mitglied der Organisation ist noch längst nicht Teil der informellen Cliques, die sich innerhalb des Vereins bilden und ihn mit Leben füllen. Dies hat die vorangegangene Beschreibung der Handballerinnen gezeigt. Die als Gegenbewegungen zu einer vermeintlich von Zerfall bedrohten Gesellschaft entstandenen Vereine sind unter organisationssoziologischen Gesichtspunkten zwischen Markt, Staat und Familie angesiedelt. In Sportvereinen vermischen sich arbeitsteilig-zweckrationale Strukturen, differenzierte Autoritätsebenen und formalisierte Kommunikationswege mit Wir-Gefühl, Geselligkeit und Personenbestimmtheit (vgl. Heinemann

1998: 89-109). Erst durch die Belebung des organisatorischen Rahmens in informellen Akten der Vergemeinschaftung kann der Verein von seinen Mitgliedern als gemeinschaftliche Gegenwelt zur modernen Gesellschaft mit ihren Antinomien und Spaltungen erlebt werden.

Die Spielerinnen machen Neulingen klar, dass die Vereinsgemeinschaft eines über die formale Mitgliedschaft weit hinausreichenden Engagements bedarf. Das Gemeinschaftsleben muss durch kontinuierliche zeitliche und emotionale Investitionen lebendig gehalten werden: »Also wenn man sich mannschaftlich bindet, sollte man auch damit einverstanden sein, gewisse Sachen zu verschieben oder Prioritäten zu setzen. Wichtig ist, dass ein Neuer dann danach in der Kabine auch irgendwas erzählt und nicht nur sitzt, sich anzieht und abhaut [...], dass man auch mal was besorgt, wenn Feten gemacht werden, oder Geburtstagsgeschenke [...]«, fordert Silke. Das eingeforderte Engagement ist mit Vergrößerungsversprechen und mit Teilhabe am symbolischen Kapital des Vereins verbunden. Wenn an das Engagement für den Verein appelliert wird, dann wird dies mit der Tradition, mit seinem guten Namen oder mit seiner Verankerung in den Familien der Zugehörigen begründet. Oft waren bereits die Eltern oder gar die Großeltern Mitglieder. Der Verein fungiert als Kristallisationspunkt der familiären Lebenswelt. In familieninternen Gesprächen oder beim gemeinsamen Anschauen von Fotoalben werden herausragende Spiele, Vereinsfeste und andere Ereignisse erinnert. Das Vereinsleben stellt ein Archiv an Bildern, Ereignissen und Personen bereit, aus dem die Familie schöpfen kann, um eine gemeinsame Erinnerung zu arrangieren oder zu stabilisieren. Wie die Familie den Verein stützt, indem sie ihn über die in ihr tradierten Erinnerungsgesten lebendig hält, wirkt umgekehrt auch der Verein als Katalysator für den familiären Zusammenhalt.

Analog zur Familie kann auch der Verein einen geschützten Innenraum erzeugen, in dem sich seine Mitglieder entfalten können. Diejenigen, die im Verein einen Resonanzboden für ihre Interessen, Neigungen und Wünsche finden, steigern durch die Teilnahme am Vereinsleben ihre Subjektivität. Für sie ist der Verein eine besondere Welt, in der sie von den anderen wahrgenommen und anerkannt werden. Sie engagieren sich für den Verein, weil dieser ihnen etwas be-

deutet und ihnen für ihr Engagement etwas zurückgibt. Sie bringen ›Opfer‹, die belohnt werden.

Gerade weil er familiäre Strukturen und Kommunikationsformen innerhalb seines institutionell-organisatorischen Rahmens fortsetzt, kann der Verein aber auch in Konkurrenz zur Familie treten. Das von den Mitgliedern mit Hingabe hergestellte und aufrecht erhaltene Gemeinschaftsleben im Verein muss dann in doppelter Abgrenzung nicht nur zum öffentlichen Leben, sondern auch zu ihrem privaten Familienleben ausbalanciert werden: Durch ›gesellige‹ Aktivitäten nach Training und Wettkampf, Ausflüge mit Vereinskollegen, Geburtstags- und Weihnachtsfeiern mit der Mannschaft etc. darf die Familie, »das zweite Privatleben, das man ja nebenbei auch immer noch hat« (Monika), nicht beeinträchtigt werden.

Die von den Vereinsmitgliedern vollzogene Belebung gemeinschaftlicher Bande gegen jene kalte, individualisierte Welt, der die Akteure der neuen Spiele zugerechnet werden, gelingt gerade deshalb, weil auch hier, wenngleich in anderer Form als in den neuen Spielen, performative und informelle Elemente aufgenommen werden. Unter dem Dach des Vereins gedeiht eine Vielfalt informeller Zusammenkünfte und gemeinschaftsstiftender Rituale. Mit ihrer Hilfe werden ›warme‹ emotionale Bindungen zwischen den Mitgliedern erzeugt, beglaubigt und immer wieder erneuert.

Auf diesen performativen Handlungsebenen entscheidet sich mit der Herstellung gegenseitiger Anerkennung auch der Grad der Zugehörigkeit zur ›Vereinsfamilie‹. Während sich die Einzelnen in ihrer formellen Mitgliedsrolle gleich(gültig) sind, werden auf der Ebene des informellen Miteinanders »Auslesen« (Carola) getroffen. Integration und Selektion, Inklusion und Exklusion gehören zusammen. Es werden praktische Unterscheidungen vollzogen zwischen denen, die zum *inner circle* gehören, jenen, die sich nur an der Peripherie des Vereinslebens befinden, und solchen, die die Harmonie der ›Vereinsfamilie‹ stören. Auf dieser informellen Ebene entstehen Anpassungsdruck (bis hin zum Gruppenzwang), situative Machtasymmetrien und interne ›Hackordnungen‹.

Die Vereinsgemeinschaft ist eine bergende, schützende und belohnende, aber auch eine kontrollierende und normalisierende Einrichtung. Mitunter reicht es aus, »die falsche Unterwäsche zu tragen«

(Carola), um die Zugehörigkeit in Frage zu stellen. Solche Abweichungen werden in der Intimität der Umkleidekabine sensibel registriert. Abwertungen und Ausgrenzungen folgen der Logik eines ›guten Drinnen‹ und ›schlechten Draußen‹. Im Rahmen eines solchen Deutungsmusters personifizieren Spielerinnen, die sich in der Wahl ihrer Kleidungsattribute allzu deutlich von den anderen unterscheiden wollen, die von der Gemeinschaft abgelehnten Werte einer bedrohlichen Außenwelt; sie sind in einem bestimmten Sinne un-heimlich.

Die kontrollierenden und normalisierenden Wirkungen des Vereins gehen von den informellen Aktivitäten innerhalb seiner formalen Strukturen aus. Körperliche Nähe und Transparenz füreinander, wie sie unter der Dusche oder bei längeren Auswärtsfahrten im Bus entstehen, sind hierfür von entscheidender Bedeutung. Die für »körperbetonte soziale Systeme« (Rittner 1983) wie den Sportverein typische Öffnung der Person gegenüber den anderen, die sich auch im obligatorischen Duzen äußert, hat ihre Kehrseite in gegenseitiger Überwachung und Kontrolle.

Bildet das informelle Vereinsleben mit seiner gemeinschaftsstiftenden körperlichen und emotionalen Nähe die gegen-moderne Seite des Vereins, so werden in den zweckrationalen und formellen Strukturen demgegenüber seine modernen Dimensionen deutlich. Die Sozialform Verein steht damit nur mit einem Bein in jener urbanen Moderne, die Georg Simmel in seinem berühmten Aufsatz über *Die Großstädte und das Geistesleben* charakterisiert hat. Simmel zeigt hier, dass das Ordnungsgebilde der Großstadt die Einzelnen davon entlastet, sich mit »den Tiefen der Persönlichkeit« (Simmel 1998: 120) in die Beziehungen mit anderen einbringen zu müssen. Vereinfachungen und Typisierungen gestatten vielmehr einen ›oberflächlichen‹ Austausch, in den die Menschen nur mit Teilen ihrer Person eintreten, während vieles den anderen verborgen bleibt. Als formale Organisation und rechtlich verfasstes Ordnungsgebilde ist der Verein den »Tiefen der Persönlichkeit« gegenüber in ähnlicher Weise indifferent. Prinzipiell kann jeder, unabhängig von seinen persönlichen Merkmalen, Attributen, Einstellungen, Glaubenshaltungen und sonstigen Vorlieben, die formelle Vereinsmitgliedschaft erwerben. In die für das empirische Vereinsleben konstitutiven informellen Aktivitäten ist die Person hingegen weitaus umfassender involviert. Für die Teilnahme

an diesen Aktivitäten spielt die »Tiefe der Persönlichkeit« eine entscheidende Rolle. An diesem gegen-modernen Innenleben des Vereins kann der Einzelne nur als ›ganze‹ Person partizipieren – hier steht er auch als ›ganze‹ Person auf dem Prüfstand.

DIE RAHMUNGEN DER NEUEN SPORTSZENEN

Wie sich die Vereinsgemeinschaft nicht ausschließlich über feste Rahmungen und Satzungen bildet, so erzeugen sich die neuen Spielgemeinschaften umgekehrt auch nicht nur im Hier und Jetzt flüchtiger Aufführungen. Zwar fehlen ihnen die institutionell-organisatorischen Strukturen des Vereins, aber auch sie kommen mit Hilfe von Rahmungen zustande. Ihr sozialer Zusammenhang gründet auf ähnlichen verkörperten Dispositionen der Teilnehmer, und ihre Selbstorganisation rekurriert auf ein fremdorganisiertes, von der Sport- und Lifestyle-Industrie bereitgestelltes Angebot (vgl. auch Heinemann 1998: 86). Dazu zählen nicht nur die aus Sportgeräten, Equipment, Accessoires und Kleidung geschnürten *style packages*, sondern auch Körperbilder und Stilvorgaben in Video-Clips und Special-Interest-Magazinen.

Die neuen Spiel- und Sportszenen sind von der Vereinsgemeinschaft also nicht dadurch unterschieden, dass hier die Rahmungen gänzlich fehlen. Sie lassen sich vielmehr durch eine im Vergleich viel stärkere Gewichtung der Attribute und durch eine andere Qualität ihrer Rahmungen charakterisieren. Betrachten wir unter diesem Blickwinkel nochmals die bereits skizzierte Szene des Eintritts eines Akteurs in das Inlinehockey-Spiel: Der Spieler zeigt, indem er, ausgestattet mit den richtigen Attributen, auf die bereits Spielenden zufährt, dass er in die Gemeinschaft aufgenommen werden möchte. Er geht davon aus, dass die Spielgemeinschaft zu ihm passt. In einem stummen und spontanen Akt beschließen gleichzeitig auch die Spielenden, dass der Neue konvenieren könnte. Im Spiel schließlich wird seine Akkreditierung zur von allen bekräftigten Zugehörigkeit. Dieser Vorgang beruht auf einem doppelten Selektionsprozess: Ein Neuer wird gewählt, weil er bereits im Vorhinein die Attribute gewählt hat, die zum Stil der Gemeinschaft passen (Gebauer/Wulf 1998: 256ff.). Seine

Wahl ist offenbar von einem bereits erworbenen »inneren sozialen Schiedsrichter« angeleitet worden. Denn, »selbst wenn man als ›Stilist‹ allein ist, posiert man vor einem sozialen Spiegel« (Soeffner 2001: 84).

Das geschilderte Geschehen verläuft deshalb so reibungslos, weil es sich innerhalb einer »prästabilten Harmonie« (Bourdieu 2001: 183) zwischen dem einzelnen Stilisten und der Spielgemeinschaft vollzieht. Beide Seiten gehören schon zusammen, bevor sie zum ersten Mal aufeinandertreffen; ›rein kommen die, die drin sind‹ lautet das Prinzip dieser neuen Spiel- und Sportszenen (vgl. Schmidt 2002: 142ff.). Die schon vorab existierenden Übereinstimmungen beziehen sich dabei nicht nur auf äußere Merkmale wie Kleidung, Accessoires und Sportgeräte, sondern vor allem auf den im Habitus verankerten praktischen Umgang mit den äußeren Attributen sowie auf die in mimetischen Übungsprozessen und im Spielen selbst erworbene »Gemeinschaftsmotorik« (Gebauer 2002: 162ff.). Die Konkordanz der Akteure zeigt und bestätigt sich in ihren Gesten, Haltungen und Bewegungen. Die Spieler benutzen ihre Skates und ihre Schläger wie »Musikinstrumente« (Karl), um im Zusammenspiel gemeinsame Empfindungen und Fähigkeiten auszudrücken. Entscheidend sind eine richtige Schlägerführung, das ökonomische und symbiotische Zusammenwirken von Körperkräften und reibungsarmen Kugellagern sowie virtuose Bewegungstechniken, die den Körper »vielfältig von Kopf bis Fuß« (Karl) in Anspruch nehmen und einem im Vollzug stets aufs Neue bekräftigten Prinzip gleitend-fließender Geschmeidigkeit folgen.

Die Gemeinsamkeit hat eine von allen geteilte motorische Basis: Sie entsteht aus der Leidenschaft für ganz bestimmte Bewegungsweisen. In den von den Mitspielern geteilten Bewegungen finden die Spieler einen Resonanzboden, der die in den Tiefenschichten des Körpers aufbewahrten Emotionen und Erinnerungen in Schwingung versetzt. In den Bewegungen der Einzelnen, aus denen sich diese Gemeinschaftsmotorik zusammensetzt, ist in emblematischer Verdichtung das Kollektive enthalten: der gemeinschaftskonstitutive Stil der Mühelosigkeit, in dem sich die Ablehnung starrer Organisationsformen buchstäblich verkörpert. Die Bewegungen des Fließens und Gleitens grundieren eine Körpermetaphorik, in der die für die Ge-

meinschaft spezifischen Selbstbilder der Offenheit und Toleranz, aber auch die der Besonderheit und des Außergewöhnlichen performativ bekräftigt werden. Die sinnliche Kollektivität flüssiger Spielzüge und Bewegungsweisen überwindet sichtbar und spürbar feste Formen, verkrustete Strukturen und ›Hausordnungen‹.⁵

Durch die Figurationen und Bewegungen des Spiels wird das Kollektiv kohärent und für sich selbst anschaulich. Im Zusammenspiel von Bewegungsmustern, Zeichen, ritualisierten Handlungen, Gesten und Symbolen formieren sich kollektive Repräsentationen und ein gemeinsamer Glaube (vgl. Durkheim 1912). In den körperlichen Aufführungen im Spiel modelliert die Gemeinschaft ihre Gestalt; sie wird erkennbar und beginnt, für sich und andere sozial zu existieren.⁶

Ein eigener Stil bildet den Kern der kollektiven Identität, die in den Prozessen körperlicher Vergemeinschaftung geschaffen wird. Es ist der von allen Beteiligten anerkannte Stil, der die Gemeinschaft zusammenhält, ihr Beständigkeit gibt und ihre zeitliche Kontinuität sicherstellt.⁷ Als ein solcher Stabilitätsgarant tritt in den neuen Spielgemeinschaften der Stil an die Stelle von Satzungen und Vereinsstrukturen. Er bildet den Nerv der Gemeinschaft, dessen Lebendigkeit ständig erhalten und erneuert werden muss. Die Ästhetik und Stilistik der Personen macht ein institutionelles Gerüst überflüssig.

Weil Zugehörigkeit über geteilte Bewegungen, Codes und Selbstdarstellungen erworben wird, in denen sich ein gemeinsamer Geschmack artikuliert, sind diese Spielgemeinschaften hinsichtlich der habituellen und stilistischen Merkmale ihrer Akteure recht homogen. Das Fehlen formaler Kriterien für die Aufnahme, »diese Lockerheit, dieses ›natürliche Sich-Finden‹ und Informelle« macht aus ihnen »exklusive Gemeinden« (Krais 2001), in denen die »Treue zum je angesagten Stilbild« als Inklusionskriterium im Grenzfall »sogar rigoroser gehandhabt [wird] als die klassische Vereinsmitgliedschaft« (Richter 2001). Die auf der Basis der Gemeinschaftsmotorik entstehende Interkorporalität, die ein wechselseitiges, gleichsam intuitives oder praktisches Verstehen möglich macht, hat mit stilistischen zugleich soziale Grenzen (vgl. Meuser 2002: 38ff.). Im Gegensatz zu den Selbstbildern multikultureller Offenheit, die in den Interviews entworfen werden,⁸ ist aus der Beobachterperspektive nicht nur eine große Homogenität in Bezug auf die Geschlechtszugehörigkeit, sondern

auch die ethnische Herkunft der Spieler zu erkennen: Es sind überwiegend deutsche Männer aus den Mittelschichten, die hier spielen.

Die Treue zum Stil bezeichnet eine Form und Qualität sozialer Bindungen, die gerade unter Individualisierungsbedingungen besondere Relevanz erhält.⁹ Während Attribute und der Modus körperlicher Vergemeinschaftung im Sportverein allein für die Bildung informeller Gruppierungen innerhalb des festen Rahmenwerks Bedeutung haben, wird die körperliche Vergemeinschaftung bei der Bildung von Stilgemeinschaften zentral; die institutionellen und organisatorischen Strukturen sind demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. An die Stelle von Mitgliedsausweisen tritt die Belebung einer gefühlten Zugehörigkeit in wiederkehrenden Zusammenkünften. Unsere Inlinehockey-Spieler reihen sich in dieser Hinsicht in eine Pluralität von Stilgemeinschaften ein, die ein neuartiges Phänomen sozialer Aggregation und Kohäsion darstellen, das in die von Individualisierungsprozessen am stärksten betroffenen Milieus der Mittelklassen vorrückt.

ANMERKUNGEN

- 1 In der Sportsoziologie finden diese Klagen insofern Widerhall, als ein allgemein schwindendes Interesse am Verein festgestellt wird, die sich angeblich immer seltener ehrenamtlich in Institutionen und Gemeinschaften wie Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und dem Sportverein engagieren würden. Es wird ein demgegenüber neuer Typus des »Sporthoppers« identifiziert, der im Sinne »frei flottierender Bindungsfähigkeit« zwischen den vielfältigten Modellen und Angeboten des Sports hin und her wechsle: »Montags Tai Chi, dienstags Jogging im Wald, mittwochs Fußball und am Wochenende Bauchtanz in der Männergruppe« (Bette 1999: 168). Vgl. kritisch zum »Sporthopping« auch Baur/Burmann (2003).
- 2 Die Begriffe »Gemeinschaft« und »Vergemeinschaftung« werden hier mit Bezug auf Max Webers Unterscheidung von »Vergemeinschaftung« und »Vergesellschaftung« verwendet. Es wird

damit ein spezifischer Modus der Erzeugung sozialen Zusammenhalts durch kulturelle Praktiken bezeichnet, die sich durch die Kopräsenz der Teilnehmer auszeichnen. Demgegenüber zielt der Terminus »Vergesellschaftung« auf die formal-rationale, vermittelte, über die ortsgebundenen Vergemeinschaftungen hinausreichende Ebene des Herstellens sozialer Beziehungen durch Arbeitsteilung, Tausch, Verträge, Verbände usw., vgl. Weber (1980: 21-23).

- 3 Lothar Leder und Jürgen Zeck gehören zu den besten deutschen Triathleten.
- 4 Die Leitkategorien »institutionelle Rahmungen« und »Attribute« haben wir von Nakane (1972) übernommen und unserem Forschungskontext adaptiert.
- 5 Für Bauman erhält das Flüssige sogar die Bedeutung einer »leading metaphor for the present stage of the modern era« (Bauman 2000: 2).
- 6 Eine Gruppe muss, »um für sich und für andere zu existieren [...], Vorstellungen über sich vermitteln, dramaturgische Akzentuierungen [...] ihrer relevanten Merkmale, eine Art Stilisierung, die zur Bildung des kollektiven Glaubens beiträgt, ohne den die Gruppe kein Anrecht auf soziale Anerkennung hat« (Boltanski 1990: 50).
- 7 Schon die Forschungen des *Centre for Contemporary Cultural Studies* haben diese gemeinschaftskonstitutiven Funktionen des Stils deutlich gemacht: »The creation of a distinctive style is not simply a matter of embodying the subculture's own identity and self-image: It also performs the function of defining the groups' boundaries more sharply in relation both to its members and all outsiders, a function which has particular consequences for the groups' continued existence« (Clarke: 1976: 182). Vgl. zur Relevanz des Stilbegriffs für Prozesse der Gemeinschaftsbildung auch Hahn (1986) und Soeffner (1986, 1995, 2001).
- 8 »Das ist hier kunterbunt gemischt. Also hier sind sämtliche Völkergruppen vertreten und Deutsche natürlich auch dabei, und die vertragen sich perfekt, obwohl es natürlich so ein körperbetonter Sport ist, wo Emotionen auch mal blank liegen, aber es ist sehr harmonisch, muss ich sagen«, erzählt Carlo. »Es ist

gemischt, es hat auch damit zu tun, wer hier wohnt, gerade bei den Kids«, erläutert Sebastian. »Hier so Andreas und so, die sind so 13, 14, die wohnen da in der Ecke. Andreas ist glaube ich Ukrainer, dann gibt's noch so ein paar, weiß ich nicht, aus Jugoslawien glaube ich einer, etwa ein Querschnitt, so wie sie in Berlin auch wohnen, aber Türken z.B. gar nicht. Ich glaube, die sehen das nicht mal, da gibt es auch nur Fußball und BMW oder Mercedes.«

- 9 In der soziologischen Diskussion gelten solche Stilgemeinschaften gemeinhin als posttraditionale Sozialformen, die zwar als Reaktion auf die Erosion traditionaler Bindungen und Gemeinschaftsformen entstünden, denen es aber – weil sie einen lediglich ephemeren und instabilen Charakter und eine nur schwache soziale Kohäsion aufweisen würden – nicht wirklich gelänge, das im Zuge der Individualisierung der Lebensverhältnisse entstandene Vakuum an sozialen Beziehungen wieder zu füllen; vgl. Schulze (1993: 459ff.), Hitzler (1998) und Keupp (1997). Geblendet von einem zu grell beleuchteten Kontrast zu traditionellen Gemeinschaften und Milieus bleiben die besonderen kohäsiven Qualitäten dieser neuen Sozialformen in dieser Sichtweise unbemerkt.